



Angela Graf

DIE WISSENSCHAFTS- ELITE DEUTSCHLANDS

Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013



campus

Die Wissenschaftselite Deutschlands

Angela Graf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der TU Darmstadt.

Angela Graf

Die Wissenschaftselite Deutschlands

Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Zugl.: Darmstadt, Techn. Univ., Diss., 2014

D 17

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50297-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Dank	7
1 Einleitung	8
2 Wissenschaft und Elite – theoretische Sondierungen.....	13
2.1 Gibt es eine Wissenschaftselite? Wissenschaft im Kontext der Elitetheorie.....	13
2.2 Wer gehört zur Wissenschaftselite? Funktionsweise und Struktur der Wissenschaft	25
2.2.1 Bourdieus Feld-Konzept.....	28
2.2.2 Die Funktionsweise der Wissenschaft und die Struktur des wissenschaftlichen Feldes.....	34
2.2.3 Das Feld der Macht und die Wissenschaft.....	42
2.2.4 Die deutsche Wissenschaftslandschaft	50
2.3 Der Zugang zur Wissenschaftselite – Karrieren in der Wissenschaft	61
2.3.1 Die formale Gestaltung der Selektions- und Rekrutierungsverfahren	61
2.3.2 Wissenschaftliche Leistung und Anerkennung	63
2.3.3 Aufbau von Reputation – Kapitalakkumulation im wissenschaftlichen Feld	73
2.3.4 Die Bedeutung der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Karrieren	79
3 Forschungsdesign und -methode	87
3.1 Das Forschungssample	87
3.2 Forschungsmethode.....	94

4	Die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite	102
4.1	Alter, Geschlecht und Fächerzugehörigkeit	102
4.2	Die soziale Herkunft der Wissenschaftselite	112
4.2.1	Die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite	117
4.2.2	Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der Wissenschaftselite im Zeitverlauf	131
5	Bildungsverlauf und Etablierung im Feld	149
5.1	Die Bildungsverläufe der Wissenschaftselite und ihre Etablierung im Feld	151
5.2	Herkunfts- und geschlechtsspezifische Unterschiede	166
5.3	Unterschiede zwischen den Teileliten	183
6	Karriereweg und Mobilität	198
6.1	Die Karrierewege der Wissenschaftselite	199
6.2	Herkunfts- und geschlechtsspezifische Unterschiede in den Karrierewegen	210
6.3	Unterschiede zwischen den Teileliten	227
7	Zusammenfassung, Reflexion und Ausblick	242
7.1	Der Zugang zur Wissenschaftselite – Leistung oder soziale Herkunft?	248
7.2	Die Bedeutung der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Karrieren	255
7.3	Vier Typen wissenschaftlicher Eliten	261
7.4	Tendenzen, Konsequenzen und offene Fragen	268
	Abbildungsverzeichnis	275
	Tabellenverzeichnis	278
	Literaturverzeichnis	281
	Anhang	298

Dank

Wissenschaftliche Produkte wie dieses Buch entstehen nicht im kontext-freien Raum, sondern sind das Ergebnis zahlreicher sozialer Prozesse und Beziehungen. An der Entstehung dieser Arbeit waren zahlreiche Personen direkt und indirekt beteiligt.

Die vorliegende Arbeit entstand als Dissertationsschrift im Rahmen meiner Tätigkeit am Institut für Soziologie unter der Anleitung von Prof. Dr. Michael Hartmann. Bei ihm möchte ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bedanken. Ohne seine vorwährende Unterstützung und sein Vertrauen in mich, seine unbürokratische Hilfestellung bei allen auftretenden Schwierigkeiten und seine Fähigkeit meine Motivation und Neugier immer wieder aufs Neue zu schüren, hätte diese Arbeit nicht entstehen können! Meinen Kolleginnen und Kollegen danke ich für zahlreiche inspirierende und konstruktive Gespräche – sie mussten oftmals langwierige Monologe über sich ergehen lassen. Ebenso möchte ich mich bei meiner Lektorin Frau Schulz für die schnelle und kompetente Durchsicht des Skripts bedanken und beim Institut für Soziologie der TU Darmstadt, das mir die Gelegenheit zur Erstellung dieser Arbeit gab. Gedankt sei auch der Hans-Böckler-Stiftung, die mich in der Promotionsphase mit einer ideellen Förderung großzügig unterstützte.

Mein besonderer Dank gilt außerdem den zahlreichen Personen in meinem persönlichen Umfeld, die mich in dieser – teilweise doch sehr anstrengenden Zeit – in jeder erdenklichen Weise unterstützten. Allen voran gilt mein herzlichster Dank meinem Partner Oli, der eine zeitweilig doch sehr gestresste und wenig präsenste Partnerin ertragen musste. Seine Liebe, seine Unterstützung und sein Verständnis gaben mir die Kraft diese Phase zu meistern. Auch bei meiner Familie möchte ich für ihre Unterstützung und ihr Verständnis herzlich bedanken.

1 Einleitung¹

Seit einigen Jahren ist der Begriff »Elite« nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs wieder en vogue, was sich an der hohen Anzahl wissenschaftlicher Publikationen zu diesem Themenkomplex zeigt und damit ein gestiegenes Interesse an der Analyse der gesellschaftlichen Spitze verdeutlicht. Auch in den Medien und der Öffentlichkeit ist »Elite« zu einer Art Schlüsselbegriff avanciert. Insbesondere im Bereich der Hochschul- und Wissenschaftspolitik findet in den letzten Jahren eine intensive Diskussion um die (Aus-)Bildung von Eliten statt; es werden Forderungen nach dezidierten Eliteförderungskonzepten zur Steigerung wissenschaftlicher Leistung und Exzellenz laut. Reformbemühungen im Bereich des deutschen Hochschul- und Forschungssystems, wie die jüngst ausgelaufene Exzellenzinitiative, die auf die Herausbildung von Eliteuniversitäten abzielte, die Autonomisierung und Privatisierung von Universitäten, die deutliche Zunahme von Evaluationsprogrammen, Deutschlandstipendien, verschiedene Programme der Länder zur Förderung wissenschaftlicher Exzellenz, wie das LOEWE-Programm in Hessen und vieles mehr, verdeutlichen den Wunsch und den Drang nach der Förderung und der Sichtbarkeit der wissenschaftlichen Eliten in Deutschland. Wiederholt wird in diesem Zusammenhang betont, es sei notwendig, sich zugunsten einer gezielten Förderung der Besten und Begabtesten, von einem egalitären System abzuwenden. All diese Programme und Maßnahmen werden vor dem Hintergrund einer Bestenauswahl und -förderung verhandelt. Wenig spezifiziert wird in diesem Diskurs jedoch, von wem eigentlich die Rede ist, wenn von Wissenschaftseliten gesprochen wird. Geht

1 In dieser Arbeit wurde bei personenbezogenen Bezeichnungen bewusst auf die zusätzliche Formulierung der weiblichen Sprachform verzichtet. Dies soll nicht nur der besseren Lesbarkeit dienen, sondern vielmehr gleichzeitig darauf verweisen, dass es sich bei den Mitgliedern der Wissenschaftselite, die zentraler Gegenstand der vorliegenden Studien sind, fast ausschließlich um Männer handelt. Sofern nicht explizit angemerkt, umfasst die männliche Sprachform beide Geschlechter.

man zunächst davon aus, dass es sich bei wissenschaftlichen Eliten um Personen handelt, die an der Spitze des Wissenschaftssystems stehen, so stellen diese keineswegs eine Neuerung dar. Außergewöhnliche Spitzenwissenschaftler oder Akteure mit weitreichendem Einfluss auf die Geschicke der Wissenschaft gab und gibt es seit Beginn der modernen Wissenschaft, also seit der Etablierung der Wissenschaft als eigenständige und zentrale gesellschaftliche Institution.

Seiner etymologischen Herkunft nach bedeutet der Begriff Elite (von lat. *eligere*, frz. *élire*) zunächst nichts anderes als die Auswahl oder das Erwählen von Personen. Damit ist allerdings noch nichts über die Kriterien dieser Auslese gesagt. Im alltäglichen Sprachgebrauch ist der Begriff hingegen hochgradig normativ aufgeladen, wobei die aktuelle Debatte im Zusammenhang mit Wissenschaft eng mit dem Leistungsgedanken verknüpft scheint. In der Wissenschaft wird häufig, mehr noch als in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, von einem meritokratischen Prinzip ausgegangen. Auch die jüngsten wissenschaftspolitischen Entwicklungen, wie die Einführung neuer Steuerungsmechanismen, gehen von diesem Grundsatz aus. Sie sollen in erster Linie die Rahmenbedingungen für eine rein leistungsorientierte und konkurrenzbasierte Förderung und Auslese im wissenschaftlichen Betrieb schaffen bzw. verbessern. Insofern liegt hier die implizite Annahme zugrunde, dass die bisherigen Strukturen eine solche rein auf der Identifizierung, Auswahl und Förderung der Besten und Begabtesten basierende Produktion und Reproduktion nur unzureichend ermöglichten. Anders als seit einigen Jahren beispielsweise im Bereich der Bildung – insbesondere seit dem »PISA-Schock« 2000 – steht jedoch nicht die Frage nach dem Abbau möglicher vorhandener sozialer Ungleichheiten im Fokus des Diskurses, sondern vielmehr die Monierung einer zu sehr auf Egalität beruhenden Struktur, die die vollen Potenziale nicht auszuschöpfen vermag.

Dies wirft Fragen auf, wie beispielsweise: Wer sind eigentlich die Besten und wodurch werden sie als solche erkannt bzw. geben sie sich zu erkennen? Nach welchen Kriterien wurde und wird in der Wissenschaft selektiert und rekrutiert und wem gelang es bislang, an die Spitze der Wissenschaft zu kommen? Mehr noch: Wer gehört eigentlich zur Spitze der Wissenschaft und wer leitet deren Geschicke?

Dass ein guter Wissenschaftler nicht notwendigerweise auch ein guter Hochschullehrer sein muss, stellte schon Max Weber in seinem 1919 gehaltenen Vortrag »Wissenschaft als Beruf« heraus (vgl. Weber 2002: 479). Diese

Ambivalenz bei Auswahlprozessen zwischen rein wissenschaftlichen Leistungskriterien und darüber hinausgehenden Qualifikationen für eine Positionierung innerhalb der institutionellen Strukturen der Wissenschaft, also eine Karriere im wissenschaftlichen Feld, trifft aber nicht nur auf Hochschullehrer zu, die gleichsam Forscher und Lehrer in Personalunion sein müssen. Ähnliche Überlegungen lassen sich beispielsweise auch im Hinblick auf die Voraussetzungen und Auswahlkriterien für so genannte Wissenschaftsmanager oder -administratoren anstellen. Dass wissenschaftliche Leistung alleine nicht ausreichend ist, um in der Wissenschaft erfolgreich zu sein, geschweige denn an deren Spitze aufzusteigen, ist ein offenes Geheimnis.

Der derzeitige Diskurs dreht sich also offensichtlich weniger um die Frage der Existenz wissenschaftlicher Eliten per se, sondern vielmehr um Auswahl- und Zugangskriterien zur selben. Wenn also Forderungen nach Veränderungen bei der Bildung und damit der Konstitution wissenschaftlicher Eliten laut werden, stellt sich zunächst zwangsläufig die Frage, wie sich diese bislang rekrutierten und zusammensetzten. Wer sind die Akteure, die es bislang an die Spitze der deutschen Wissenschaft, also in die Wissenschaftselite, geschafft haben? Was verbindet sie? Was zeichnet sie aus? Über diese zentralen Fragen schweigen sich die Akteure im aktuellen Diskurs aus. Systematische, wissenschaftlich fundierte Informationen über die Spitze der Wissenschaft liegen bislang kaum vor, was entsprechende Forderungen nach Veränderungen fragwürdig erscheinen lässt.

Dieser Informationslücke soll mit der vorliegenden Arbeit begegnet werden. Ziel ist es, anhand empirischer Analysen das Sozialprofil und die Werdegänge der deutschen Wissenschaftselite nachzuzeichnen. Der Fokus liegt dabei einerseits auf der Frage nach der sozialen Exklusivität des Zugangs zu diesen Positionen und andererseits darauf, ob unterschiedliche Typen von Elitepositionen an der Spitze der Wissenschaft identifiziert werden können und inwiefern sich diese hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung und der wissenschaftlichen Laufbahnen unterscheiden. Zwar erlaubt eine solche Analyse keine Extraktion kausaler Erfolgs- bzw. Zugangskriterien zu diesen Positionen, da lediglich die Akteure in den Blick geraten, die es an die Spitze geschafft haben, nicht jedoch jene, die es nicht schafften. Die strukturellen Merkmale ermöglichen jedoch zumindest eingeschränkt Rückschlüsse auf Kriterien, die offensichtlich die Zugangschancen zu solchen Positionen begünstigen. Insbesondere im Wissenschaftskontext wird, wie bereits angesprochen, das meritokratische Prinzip, wonach wissenschaftliche Leistung, »wissenschaftliche Exzellenz«, als einziges legitimes Kriterium für Erfolg

gilt, als zentral erachtet und durch die wissenschaftspolitischen Debatten erneut in den Fokus gerückt. Jedoch zeigen die Bemühungen um Diversity und Gleichstellungsmaßnahmen auch, dass neben individueller Leistungserbringung (in welcher Form auch immer) weitere soziale Faktoren Einfluss auf Erfolg in der Wissenschaft haben (können). Anders als in der Bildungsforschung (vgl. hierzu exemplarisch Georg 2006; Schimpl-Neimann 2000; Geißler 1994; Becker/Lauterbach 2010; Allmendinger/Meier-Walser 2003), wird ein möglicher Einfluss der sozialen Herkunft auf Leistung und Erfolg in der Wissenschaft bislang jedoch kaum thematisiert – weder im öffentlichen noch im wissenschaftlichen Diskurs. Auf der Frage nach der Bedeutung der sozialen Herkunft für den Zugang zur Wissenschaftselite liegt daher ein besonderes Augenmerk der Analyse.

In einem ersten Schritt wird zunächst erörtert, was soziologisch unter dem Begriff Elite gefasst wird, um anschließend zu diskutieren, ob und inwiefern es vor diesem Hintergrund überhaupt sinnvoll erscheint, von einer Wissenschaftselite zu sprechen (Abschnitt 2.1). Anschließend wird der Blick auf die Wissenschaft als gesellschaftliche Institution gerichtet. Anhand Bourdieus Feldkonzept werden die Funktionsweise und die Struktur des wissenschaftlichen Feldes im Allgemeinen und dessen Ausgestaltung in Deutschland im Speziellen genauer betrachtet, um zu eruieren, welche Akteure der Wissenschaftselite zugerechnet werden können (Abschnitt 2.2). Abschnitt 2.3 widmet sich der Frage nach dem Prozess der Positionierung der Akteure innerhalb des wissenschaftlichen Feldes. Es wird erörtert, was unter wissenschaftlicher Leistung verstanden werden kann und welche Rolle diese für die Positionierung im Feld spielt. Aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive wird anschließend reflektiert, wie durch Prozesse der Zuschreibung und Anerkennung wissenschaftliche Leistung entsteht und wie darüber die Struktur des wissenschaftlichen Feldes produziert und reproduziert wird sowie welche weiteren Faktoren neben individueller Leistung Einfluss auf die Positionierung der Akteure haben. Das besondere Augenmerk liegt auf der Bedeutung der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Karrieren.

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Überlegungen werden anschließend anhand von Lebenslaufdaten die soziale Zusammensetzung und die Werdegänge der Inhaber von Spitzenpositionen in der deutschen Wissenschaftslandschaft in einer Längs- und Querschnittbetrachtung empirisch genauer untersucht. Im Zentrum der Analysen steht die Frage der Bedeutung verschiedener Einflussfaktoren auf die Erlangung unterschiedlicher Spitzenpositionen. Nach der Vorstellung des Forschungsdesigns (Kapitel 3)

wird zunächst die soziale Zusammensetzung der Elitemitglieder insgesamt betrachtet sowie die Veränderung dieser im Zeitverlauf analysiert (Kapitel 4). Anschließend werden die Bildungs- und Karriereverläufe der Mitglieder der Wissenschaftselite anhand ausgewählter Kriterien genauer beleuchtet. Dabei wird den Fragen nach strukturellen Unterschieden in den Werdegängen im Hinblick auf die soziale Herkunft und das Geschlecht sowie zwischen unterschiedlichen Elitepositionen nachgegangen (Kapitel 5 und 6). Die Ergebnisse der empirischen Analysen werden anschließend nochmals pointiert zusammengefasst und münden in einer typologischen Charakterisierung der deutschen Wissenschaftselite. Anhand der empirischen Befunde wird abschließend die Bedeutung der sozialen Herkunft für den Zugang zur Spitze der Wissenschaft reflektiert und vor dem Hintergrund der aktuellen wissenschaftspolitischen Entwicklungen diskutiert. Die Ergebnisse der Studie können damit sowohl einen Ausgangspunkt für weiterführende Forschungsfragen mit Blick auf die Produktion und Reproduktion der Strukturen der Wissenschaft, als auch eine Basis für eine fundiertere Einschätzung und Bewertung wissenschaftspolitischer Maßnahmen bilden.

2 Wissenschaft und Elite – theoretische Sondierungen

2.1 Gibt es eine Wissenschaftselite?

Wissenschaft im Kontext der Elitetheorie

Die Forderungen im Kontext wissenschafts- und hochschulpolitischer Elitedebatten erinnern geradezu prototypisch an die Vorstellungen der Vertreter der funktionalistischen Elitetheorien. Diese Theorieströmung setzte sich in Abgrenzung zu den klassischen machiavellistischen Elitetheorien (v. a. Mosca 1896; Michels 1911; Pareto 1916) seit den 1950er-Jahren in der deutschen Eliteforschung durch. Entgegen der überkommenen Vorstellung eines unvereinbaren Gegensatzes von dumpfer Masse und herrschender Elite (wie sie auch vom nationalsozialistischen Regime propagiert wurde) und einem damit einhergehenden Herrschaftsanspruch der Eliten, gehen die Vertreter der funktionalistischen, pluralistisch-demokratischen Perspektive² davon aus, dass mit der Pluralisierung und funktionellen Ausdifferenzierung der Gesellschaft eine Diversifizierung der Elite in plurale, miteinander konkurrierende gesellschaftliche Teileliten einhergeht. Das heißt, es wird postuliert, dass nicht eine kohäsive soziale Gruppe die Geschicke der Gesellschaft bestimmt, sondern dass sich an der Spitze spezialisierter gesellschaftlicher Sphären Positionen ausmachen lassen, die Einfluss von gesamtgesellschaftlicher Reichweite haben. Diese Teileliten sind nur sehr lose miteinander verbunden und in ihren Haltungen und Interessen heterogen zusammengesetzt. Zentrale Prämisse dieses Ansatzes ist aber vor allem die Annahme, dass, im Gegensatz zu früheren Gesellschaftsformationen, in einer demokratischen

² Für die deutsche Eliteforschung sind das vor allem Stammer (vgl. Stammer 1951, 1965), Dahrendorf (vgl. Dahrendorf 1961, 1962, 1968) und Dreitzel (vgl. Dreitzel 1962).

Gesellschaftsordnung Leistung zum alleinigen Auslesekriterium für die Besetzung von Elitepositionen geworden sei.³ So definiert Dreitzel Eliten beispielsweise folgendermaßen: »Eine Elite bilden diejenigen Inhaber der Spitzenpositionen in einer Gruppe, Organisation oder Institution, die aufgrund einer sich wesentlich an dem (persönlichen) Leistungswissen orientierenden Auslese in diese Positionen gelangt sind, und die kraft ihrer Positions-Rolle die Macht oder den Einfluss haben, über ihre Gruppenbelange hinaus zur Erhaltung oder Veränderung der Sozialstruktur und der sie tragenden Normen unmittelbar beizutragen oder die auf Grund ihres Prestiges eine Vorbildrolle spielen können, die über ihre Gruppe hinaus das Verhalten anderer normativ mitbestimmt« (Dreitzel 1962: 71). Aus dieser Formulierung lassen sich die zentralen Definitionskriterien extrahieren, die, teilweise mit leichten Akzentverschiebungen, allen Vertretern des funktionalistischen Eliteansatzes gemein sind: 1) Leistung als Zugangskriterium, 2) Elitepluralität, das heißt es wird von mehreren Eliten ausgegangen, 3) Elitepositionen sind mit Macht und Einfluss auf gesellschaftsrelevante Entscheidungen ausgestattet.⁴

Für Dreitzel stellt Qualifikation das konstituierende Element des Elitebegriffs dar. Die Qualifikation basiert auf einer Leistungsauslese, das heißt einer Auslese anhand eines erworbenen, nicht zugeschriebenen Moments persönlicher Leistung, also bestimmter erworbener Eigenschaften.⁵ Er argumentiert, dass der Ausleseprozess somit immer eine gewisse Rationalität aufweisen müsse. »Die Herrschaft der Elite ist rationale Herrschaft.« (Dreitzel 1962: 67) Dennoch bedeute dies nicht, dass Elitemitglieder tatsächlich die Höchstqualifizierten sein müssten (Faktizität). Es wird von einer Interdependenz zwischen Qualifikation als objektivem Element des Elitebegriffs und Sozialnormativität, Ideologie und Utopie als subjektiven Elementen ausgegangen, weshalb auch Selbstbehauptung oder Fremdzuschreibung von Qualifikation zur Elitebildung führe. Bedeutsam sei weiterhin, dass Qualifikation als relativer Begriff, das heißt Höchstqualifikation immer im Vergleich zu anderen und gemessen an den herrschenden Normen des Auslesekriteriums,

3 Erste gedankliche Ansätze zur Durchsetzung von Leistung als Selektionskriterium finden sich schon bei Mannheim (Mannheim 1935).

4 Bei den meisten anderen Vertretern dieses Ansatzes fehlt eine präzise Definition des Elitebegriffs. Häufig wird er synonym mit anderen Begriffen, wie Oberschicht oder herrschende Klasse, verwendet.

5 In diesem Zusammenhang nimmt er eine Abgrenzung vom Begriff der »Werteliten« (religiöse Führerschaft o.Ä.) vor, da deren konstitutives Merkmal »Wert« kein messbares Auslesekriterium darstellt. Werte wären nur über sichtbare Leistung, also Erfolg messbar und verwiesen damit wiederum auf Qualifikation.

gefasst werden müsse. Für die reale Existenz einer Elite müssten daher immer alle drei Elemente, das heißt Qualifikation, Selbstanspruch bzw. Selbstglaube und Fremdzuschreibung bzw. Fremdglaube an die Höchstqualifikation, vorhanden sein, anderenfalls handle es sich um eine reine Formaldefinition, die durch andere Begriffe austauschbar wäre. Es müsse jedoch immer ein Moment faktischer Qualifikation vorhanden sein, da »[es] keine Gesellschaft trägt [...] auf Dauer von Scharlatanen geführt zu werden« (ebd.: 65). Qualifikationsauslese funktioniere über Auslesemechanismen, deren Bewertungsnormen im Wertesystem der Gesellschaft verankert seien.

Neben der Leistung bildet die öffentliche Anerkennung derselben in Form der Zuweisung einer Spitzenposition für Dreitzel eine weitere konstituierende Dimension des Elitebegriffs. Eine Eliteposition gehe also immer mit der Besetzung einer Spitzenposition einher. Damit grenzt Dreitzel die Elite nach unten ab. Nicht zur Elite gehörten somit Personen, die entweder nicht die relativ höchste Qualifikation aufgrund von Leistung vorweisen, oder zwar die höchste Qualifikation aufweisen, aber aus anderen Gründen nicht in eine Spitzenposition gelangt sind. Gründe dafür können fehlendes öffentliches Interesse, fehlender sichtbarer Erfolg der Leistung oder fehlende freie Spitzenpositionen sein. Zudem müssten Elitepositionen mit einer Eliterolle, das heißt mit dem Anspruch auf Höchstqualifikation, verknüpft sein. Damit grenzt Dreitzel Spitzenpositionen, wie beispielsweise erbliche Ämter, von Elitepositionen ab, da sie nicht mit dem Anspruch auf Höchstqualifikation verbunden seien. Er definiert, dass sich Spitzenpositionen ganz allgemein durch das höchste Prestige oder die größte Macht auszeichnen, wobei diese dann zu Elitepositionen werden würden, wenn mit ihnen die Rollenerwartung der Höchstqualifikation der Inhaber einhergehe. Nicht jede Spitzenposition ist demnach auch eine Eliteposition.

Des Weiteren argumentiert er, dass Elitebildung grundsätzlich in allen gesellschaftlichen Bereichen möglich sei, schränkt jedoch ein, dass es sich um Bereiche handeln müsse, die für die Gesellschaft von Interesse und Bedeutung sind und in einer positiven Beziehung zur geltenden sozialen Wertstruktur stehen. Durch diese Einschränkung schließt er beispielsweise Kriminalität und ähnliche Bereiche aus, da sonst der Inhalt des Elitebegriffs überfordert und verschleiert werden würde. Diese Definition des Elitebegriffs konstatiert also eine prinzipielle soziale Offenheit bei der Rekrutierung der Eliten. Der Zugang zu Elitepositionen stehe grundsätzlich jedem offen, der die geforderte Leistungsqualifikation erbringe, unabhängig von der sozialen Herkunft oder anderen sozialen Ascriptionen.

Inwiefern dieser Elitebegriff auf die Wissenschaft übertragen werden kann, inwiefern also entsprechend den vorgestellten Definitionskriterien von einer Wissenschaftselite gesprochen werden kann, soll nachfolgend diskutiert werden. Dass es sich bei der Wissenschaft um einen Bereich von gesellschaftlicher Relevanz und von gesellschaftlichem Interesse handelt, dürfte angesichts der enormen Bedeutungszunahme wissenschaftlichen Wissens in allen Bereichen der Gesellschaft außer Frage stehen. Die gesellschaftliche Legitimation der Wissenschaft speist sich aus deren Funktion, über die Bereitstellung wissenschaftlichen Wissens einen Beitrag zum Fortschritt und zum Wohlstand der Gesellschaft zu leisten. Weiterhin kann konstatiert werden, dass es sich bei wissenschaftlichen Spitzenpositionen um Elitepositionen im Sinne Dreitzels handelt, da einerseits, aufgrund der hierarchischen Struktur des Wissenschaftssystems (siehe Abschnitt 2.2), nur eine limitierte Anzahl von Spitzenpositionen zur Verfügung steht. Dies wird auch im Begriff des »41. Sitzes in der Wissenschaft« deutlich, mit dem auf eine Höchstqualifikation ohne Spitzenposition aufgrund fehlender Positionen im Wissenschaftssystem verwiesen wird. Andererseits beruft sich insbesondere die Wissenschaft bei der Besetzung von Spitzenpositionen auf wissenschaftliche Leistung als einzigem legitimen Auslesekriterium, womit auch die Rollenerwartung der Höchstqualifikation erfüllt wäre.

Inwiefern Inhaber wissenschaftlicher Spitzenpositionen Macht und Einfluss auf gesellschaftliche Entscheidungen haben, muss genauer beleuchtet werden. Anders als beispielsweise Inhaber von Spitzenpositionen in der Wirtschaft oder der Politik, die durch ihr Handeln direkt Einfluss auf gesellschaftsrelevante Entscheidungen nehmen können, geschieht die Einflussnahme wissenschaftlicher Akteure auf eher indirektem, subtilem Wege. Die Akteure greifen nur selten direkt in Entscheidungsprozesse ein⁶, haben jedoch enormen Einfluss auf Entscheidungen über die Interdependenzen, die zu anderen relevanten gesellschaftlichen Teilbereichen bestehen. Weingart weist dezidiert darauf hin, dass es sich bei den Beziehungen beispielsweise zwischen Politik oder Wirtschaft und Wissenschaft immer um wechselseitige Abhängigkeitsverhältnisse handele. Die Wissenschaft sei auf eine externe Finanzierung durch den Staat oder Dritte angewiesen und könne daher nie völlig frei von den anderen Gesellschaftssektoren operieren, diese seien

⁶ Ein Beispiel hierfür wäre die »Göttinger Erklärung« von 1957, in der sich 18 hochreputierte Atomwissenschaftler (darunter drei Nobelpreisträger) in einer gemeinsamen Stellungnahme öffentlich gegen eine angestrebte Aufrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen aussprachen (siehe dazu Kraus 2001).

jedoch ebenso auf die Wissenschaft angewiesen. So spricht Weingart beispielsweise von einer zunehmenden Verwissenschaftlichung der Politik in den letzten 50 Jahren. Wissenschaftler würden nicht nur als Experten für Entscheidungsfragen zurate gezogen⁷ oder mit der Produktion von wissenschaftlichen Erkenntnissen zu bestimmten politischen Themen und Fragen beauftragt. Darüber hinaus müssten die Politiker selbst ihre Entscheidungen und Positionen nunmehr über wissenschaftliche Erkenntnisse legitimieren (vgl. Weingart 2001: 127 ff.; Weingart 1983). Über die zunehmend engere Kopplung zwischen Wissenschaft und Politik können wissenschaftliche Akteure enormen Einfluss auf gesamtgesellschaftliche Entscheidungsprozesse und gesellschaftliche Normen nehmen, ohne dabei notwendigerweise direkt als Handelnde in Erscheinung zu treten. Auch zwischen Wissenschaft und Wirtschaft ist ein enges und zunehmend enger werdendes Verhältnis zu verzeichnen, wovon unter anderem das wachsende Interesse der Industrie an universitärer Forschung, aber auch die wissenschaftspolitischen Reformen der Universitäten nach dem Unternehmensvorbild zeugen (vgl. bspw. Reinhart 2012). So ist die Wirtschaft in zweierlei Hinsicht von der Wissenschaft abhängig. Einerseits benötigt die Industrie kontinuierlich neue wissenschaftliche Erkenntnisse für Innovationsprozesse und andererseits ist sie aufgrund der hohen Komplexität heutiger Produktionsverfahren auf hochqualifizierte Arbeitskräfte angewiesen, die im Wissenschaftssystem ausgebildet werden.⁸ Die Wissenschaft übt auf nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen Macht und Einfluss aus und wissenschaftliches Wissen kann als grundlegend für

7 Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden immer mehr institutionalisierte wissenschaftliche Regierungsberatungsgremien eingerichtet.

8 Dies zeigt sich beispielsweise in der zunehmenden Bedeutung von Promotionen für Tätigkeiten außerhalb der Wissenschaft. Dass eine Tätigkeit in Forschung und Lehre nicht das vorrangige Motiv für eine Promotion sein muss, belegen verschiedene Studien, die unter anderem nach den Promotionsmotiven fragten (vgl. u. a. Enders/Bornmann 2001; Fabian/Briedis 2009). Laut dem Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs aus dem Jahr 2013 hatten 31 Prozent der Promovierten des Jahrgangs 2009 schon während der Promotion nicht die Absicht im Anschluss in wissenschaftlichen Institutionen tätig zu werden, weitere 43 Prozent waren diesbezüglich indifferent eingestellt. 1,5 Jahre nach Abschluss ihrer Promotion (Jahrgang 2009) hatten 39 Prozent in der Privatwirtschaft gearbeitet, davon alleine 30 Prozent ohne Tätigkeitsbezug zu Forschung und Entwicklung. Lediglich 25 Prozent blieben an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen (vgl. Burkhardt 2013: 289 ff.).

die Entwicklung der heutigen Gesellschaft angesehen werden.⁹ Es gilt zu beachten, dass es sich in der Regel um bipolare Beziehungs- und Abhängigkeitskonstellationen handelt. Über die Gewichtung bzw. Vorherrschaft der verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereiche wird je nach Perspektive kontrovers diskutiert. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass aufgrund der hohen Bedeutung der Wissenschaft von einer Wissenschaftselite im Sinne einer funktionalistischen Auffassung des Elitebegriffs gesprochen werden kann.

Die Frage nach einer Leistungsauslese in der Wissenschaft scheint auf den ersten Blick schnell bejaht. Erfolg innerhalb der Wissenschaft, und damit einhergehend eine entsprechende Positionierung im Wissenschaftssystem, hängt vermeintlich ausschließlich von objektiven Leistungsfaktoren, von »wissenschaftlicher Exzellenz«, ab. Damit wird Leistung auch zum einzig legitimen Auslesekriterium für den Zugang zu Elitepositionen innerhalb des Wissenschaftssystems. Dieses meritokratische Leitbild steht im Einklang mit dem gängigen Bild von Wissenschaft sowie den ihr (selbst) zugeschriebenen Normen. Merton (vgl. Merton 1985b: 86 ff.) spricht aus einer funktionalistischen, wissenschaftssoziologischen Perspektive vom Ethos der Wissenschaft als einem »affektiv getönte[n] Komplex von Werten und Normen, der als für Wissenschaftler bindend betrachtet wird« (ebd.: 88). Er identifiziert für die moderne Wissenschaft in einer demokratischen Gesellschaftsordnung vier institutionelle Imperative, welche die Erreichung des institutionellen Ziels der Wissenschaft, die Erweiterung abgesicherten Wissens, sichern sollen. Diese Normen werden nicht von außen an die Wissenschaft herangetragen, sondern, da die soziale Organisation der Wissenschaft ihr selbst obliegt, von ihr selbst erzeugt und über Werte in den Akteuren internalisiert. Eine ausschließlich über Leistung erfolgende Auslese wird von Merton in der Universalismus-These kodifiziert. »Der Universalismus drückt sich unmittelbar in dem Grundsatz aus, daß Wahrheitsansprüche, gleich welcher Herkunft, *vorab aufgestellten, unpersönlichen Kriterien* unterworfen werden müssen: sie müssen mit der

⁹ Schimank spricht in diesem Zusammenhang von den folgenden vier Arten der Verwendung wissenschaftlichen Wissens in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen: »als *Orientierungswissen*, das zur Deutung und Verarbeitung von Geschehnissen aller Art beiträgt und bis hin zu Heuristiken der Problembearbeitung reicht; als *Rezeptwissen*, das spezifische Handreichungen bis hin zu detaillierten Skripten zur Erzeugung bestimmter Wirkungen offeriert; als *technische Artefakte*, die gewissermaßen Rezeptwissen inkorporieren, ohne dass ihr Nutzer es noch in gleichem Umfang benötigte, und als wissenschaftlich geschultes *Personal*, das sein Orientierungs- und Rezeptwissen einbringt – bis hin zum Wissen über die Konstruktion, Bedienung und Wartung technischer Artefakte« (Schimank 2012: 119; Hervorhebung im Original).

Beobachtung und dem bisher bestätigten Wissen übereinstimmen. Die Annahme oder Zurückweisung von Behauptungen, die auf dem Turnierplatz der Wissenschaft um ihre Aufmerksamkeit ringen, hängt nicht von den individuellen oder sozialen Merkmalen ihrer Verfechter ab; deren Rasse, Nationalität, Religion, Klasse und persönliche Eigenschaften sind als solche irrelevant« (ebd.: 90; Hervorhebung im Original), so Merton. Diese Norm impliziert nicht nur eine Selektion ausschließlich anhand objektiver Leistungskriterien, sondern darüber hinaus auch eine Chancengleichheit für wissenschaftliche Karrieren. Aspekte sozialer Ungleichheit werden dezidiert ausgeschlossen und als dysfunktional für die Wissenschaft betrachtet. Sowohl die ausschließliche Leistungsselektion, als auch die Chancengleichheit fallen augenscheinlich mit den Prämissen für den funktionalistischen Elitebegriff zusammen. Es wird also eine prinzipielle soziale Offenheit für den Zugang zu Spitzenpositionen in der Wissenschaft postuliert.

Die Vertreter des pluralistisch-demokratischen Eliteparadigmas erheben also, ebenso wie die Wissenschaft, Leistung zum alleinigen und einzig legitimen Selektionskriterium für die Besetzung von Elitepositionen. Dass die Elitemitglieder immer noch überproportional aus den oberen gesellschaftlichen Schichten stammen, ist indes auch unbestritten. Es wird jedoch argumentiert, dass die sozial disproportionale Zusammensetzung nicht in den Rekrutierungsmechanismen für Elitepositionen begründet liege, sondern vielmehr in der schichtspezifischen Verteilung von »Know-how«, Expertentum und Sachkenntnis aufgrund bestehender sozialer Bildungsungleichheiten. Die meritokratische Auslese wird also beschränkt durch vorhandene herkunftsspezifische Privilegien im Bildungswesen. Die Vertreter dieser These argumentieren, dass höhere Bildungstitel immer noch überproportional von Angehörigen höherer sozialer Schichten erworben werden. In der Folge stehen für die Rekrutierung von Elitepositionen deutlich mehr Personen mit hoher sozialer Herkunft zur Verfügung (vgl. Dahrendorf 1962: 22; Dreitzel 1962: 108 ff.). Es wird also von einem sozial vorselektierten Rekrutierungspool ausgegangen, der im Ergebnis eine sozial schiefe Zusammensetzung der Eliten zur Folge hat.

Die Entstehung ungleicher Bildungschancen wird dabei nicht vorrangig auf die finanzielle Situation der unteren Schichten zurückgeführt, sondern in erster Linie auf deren geringere Bildungsambitionen. »Der letzte Grund für die Sozialschichtung der Bildungschancen in Deutschland ist also die soziale Distanz der Institutionen der höheren Bildung von vielen Familien« (Dahrendorf 1962: 22), so Dahrendorfs Einschätzung. Ähnlich argumentiert

auch Dreitzel, indem er auf die Bedeutung des Willens und des Status der Eltern für das Schulziel der Kinder und die damit zusammenhängenden Aufstiegsmöglichkeiten verweist (vgl. Dreitzel 1962: 110). Diese Vorstellungen implizieren zugleich, dass mit einer Verringerung der schichtspezifischen Bildungsungleichheit, wie dies im Zuge der Bildungsexpansion anvisiert wurde, eine soziale Öffnung der Eliten einhergehe. So konstatiert Hoffmann-Lange auch, dass seit den 1960er-Jahren eine zunehmend sozial heterogenere Zusammensetzung der Eliten zu verzeichnen sei, welche sie auf die Verringerung der herkunftsspezifischen Bildungsungleichheit zurückführt. Sie argumentiert weiter, »daß in der Bundesrepublik die soziale Herkunft keinen direkten Einfluß auf den Aufstieg in die Eliten hat« (Hoffmann-Lange 1989: 243).

Diese Auffassung einer meritokratischen Eliterekrutierung, welche zugleich »dem normativen Selbstverständnis demokratischer Leistungsgesellschaften« (Rothböck/Sacchi/Buchmann 1999: 463) entspricht, wird seitens der Vertreter einer kritischen Elitetheorie (u. a. Mills 1956; Bourdieu 1981, 2003, 2004; Hartmann 2002, 2007a, 2013) in Frage gestellt. Sie gehen davon aus, dass die soziale Herkunft auch in der heutigen Gesellschaft noch einen unmittelbaren Einfluss auf die Erlangung von Elitepositionen hat. Die zunehmende Voraussetzung hoher Bildungstitel für die Erlangung hoher Berufspositionen, als vermeintliche Indikatoren für Leistung und Qualifikation, fungiert nach Auffassung der kritischen Elitetheoretiker als Verschleiерungsmechanismus für die real existierenden Machtverhältnisse. Durch den Verweis auf Chancenungleichheiten im Bildungswesen und einem daraus resultierenden, sozial disproportional zusammengesetzten potenziellen Rekrutierungspool für Elitepositionen könne verdeckt werden, dass bei der Auswahl die soziale Herkunft selbst eine zentrale Rolle spielt (vgl. Hartmann 2005b). Diese Argumentation verschleiере nicht nur, dass der sozialen Herkunft im Bildungswesen eine entscheidende Rolle zukommt, sondern könne darüber hinaus auch davon ablenken, dass Bildungsabschlüsse zwar eine notwendige, aber nicht hinlängliche Voraussetzung für den Zugang zur Elite darstellten. Die Vertreter kritischer elitetheoretischer Ansätze postulieren, dass neben der Voraussetzung entsprechender Bildungszertifikate die soziale Herkunft weiterhin ein zentrales Auslesekriterium darstelle, wofür sich auch entsprechende empirische Belege finden ließen. So konnte Hartmann in seiner Studie über die Karriereverläufe von Promovierten, also Personen, die den höchsten Bildungsabschluss erworben und damit die schwerste Hürde des Bildungswesens gemeistert haben, nachweisen, dass die Chancen

Die Wissenschaftselite Deutschlands

Angela Graf ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der TU Darmstadt.

Angela Graf

Die Wissenschaftselite Deutschlands

Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Zugl.: Darmstadt, Techn. Univ., Diss., 2014

D 17

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-50297-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Dank	7
1 Einleitung	8
2 Wissenschaft und Elite – theoretische Sondierungen.....	13
2.1 Gibt es eine Wissenschaftselite? Wissenschaft im Kontext der Elitetheorie.....	13
2.2 Wer gehört zur Wissenschaftselite? Funktionsweise und Struktur der Wissenschaft	25
2.2.1 Bourdieus Feld-Konzept.....	28
2.2.2 Die Funktionsweise der Wissenschaft und die Struktur des wissenschaftlichen Feldes.....	34
2.2.3 Das Feld der Macht und die Wissenschaft.....	42
2.2.4 Die deutsche Wissenschaftslandschaft	50
2.3 Der Zugang zur Wissenschaftselite – Karrieren in der Wissenschaft	61
2.3.1 Die formale Gestaltung der Selektions- und Rekrutierungsverfahren	61
2.3.2 Wissenschaftliche Leistung und Anerkennung	63
2.3.3 Aufbau von Reputation – Kapitalakkumulation im wissenschaftlichen Feld	73
2.3.4 Die Bedeutung der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Karrieren	79
3 Forschungsdesign und -methode	87
3.1 Das Forschungssample	87
3.2 Forschungsmethode.....	94

4	Die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite	102
4.1	Alter, Geschlecht und Fächerzugehörigkeit	102
4.2	Die soziale Herkunft der Wissenschaftselite	112
4.2.1	Die soziale Zusammensetzung der Wissenschaftselite	117
4.2.2	Veränderungen in der sozialen Zusammensetzung der Wissenschaftselite im Zeitverlauf	131
5	Bildungsverlauf und Etablierung im Feld	149
5.1	Die Bildungsverläufe der Wissenschaftselite und ihre Etablierung im Feld	151
5.2	Herkunfts- und geschlechtsspezifische Unterschiede	166
5.3	Unterschiede zwischen den Teileliten	183
6	Karriereweg und Mobilität	198
6.1	Die Karrierewege der Wissenschaftselite	199
6.2	Herkunfts- und geschlechtsspezifische Unterschiede in den Karrierewegen	210
6.3	Unterschiede zwischen den Teileliten	227
7	Zusammenfassung, Reflexion und Ausblick	242
7.1	Der Zugang zur Wissenschaftselite – Leistung oder soziale Herkunft?	248
7.2	Die Bedeutung der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Karrieren	255
7.3	Vier Typen wissenschaftlicher Eliten	261
7.4	Tendenzen, Konsequenzen und offene Fragen	268
	Abbildungsverzeichnis	275
	Tabellenverzeichnis	278
	Literaturverzeichnis	281
	Anhang	298

Dank

Wissenschaftliche Produkte wie dieses Buch entstehen nicht im kontext-freien Raum, sondern sind das Ergebnis zahlreicher sozialer Prozesse und Beziehungen. An der Entstehung dieser Arbeit waren zahlreiche Personen direkt und indirekt beteiligt.

Die vorliegende Arbeit entstand als Dissertationsschrift im Rahmen meiner Tätigkeit am Institut für Soziologie unter der Anleitung von Prof. Dr. Michael Hartmann. Bei ihm möchte ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bedanken. Ohne seine vorwährende Unterstützung und sein Vertrauen in mich, seine unbürokratische Hilfestellung bei allen auftretenden Schwierigkeiten und seine Fähigkeit meine Motivation und Neugier immer wieder aufs Neue zu schüren, hätte diese Arbeit nicht entstehen können! Meinen Kolleginnen und Kollegen danke ich für zahlreiche inspirierende und konstruktive Gespräche – sie mussten oftmals langwierige Monologe über sich ergehen lassen. Ebenso möchte ich mich bei meiner Lektorin Frau Schulz für die schnelle und kompetente Durchsicht des Skripts bedanken und beim Institut für Soziologie der TU Darmstadt, das mir die Gelegenheit zur Erstellung dieser Arbeit gab. Gedankt sei auch der Hans-Böckler-Stiftung, die mich in der Promotionsphase mit einer ideellen Förderung großzügig unterstützte.

Mein besonderer Dank gilt außerdem den zahlreichen Personen in meinem persönlichen Umfeld, die mich in dieser – teilweise doch sehr anstrengenden Zeit – in jeder erdenklichen Weise unterstützten. Allen voran gilt mein herzlichster Dank meinem Partner Oli, der eine zeitweilig doch sehr gestresste und wenig präzente Partnerin ertragen musste. Seine Liebe, seine Unterstützung und sein Verständnis gaben mir die Kraft diese Phase zu meistern. Auch bei meiner Familie möchte ich für ihre Unterstützung und ihr Verständnis herzlich bedanken.

1 Einleitung¹

Seit einigen Jahren ist der Begriff »Elite« nicht nur im wissenschaftlichen Diskurs wieder en vogue, was sich an der hohen Anzahl wissenschaftlicher Publikationen zu diesem Themenkomplex zeigt und damit ein gestiegenes Interesse an der Analyse der gesellschaftlichen Spitze verdeutlicht. Auch in den Medien und der Öffentlichkeit ist »Elite« zu einer Art Schlüsselbegriff avanciert. Insbesondere im Bereich der Hochschul- und Wissenschaftspolitik findet in den letzten Jahren eine intensive Diskussion um die (Aus-)Bildung von Eliten statt; es werden Forderungen nach dezidierten Eliteförderungskonzepten zur Steigerung wissenschaftlicher Leistung und Exzellenz laut. Reformbemühungen im Bereich des deutschen Hochschul- und Forschungssystems, wie die jüngst ausgelaufene Exzellenzinitiative, die auf die Herausbildung von Eliteuniversitäten abzielte, die Autonomisierung und Privatisierung von Universitäten, die deutliche Zunahme von Evaluationsprogrammen, Deutschlandstipendien, verschiedene Programme der Länder zur Förderung wissenschaftlicher Exzellenz, wie das LOEWE-Programm in Hessen und vieles mehr, verdeutlichen den Wunsch und den Drang nach der Förderung und der Sichtbarkeit der wissenschaftlichen Eliten in Deutschland. Wiederholt wird in diesem Zusammenhang betont, es sei notwendig, sich zugunsten einer gezielten Förderung der Besten und Begabtesten, von einem egalitären System abzuwenden. All diese Programme und Maßnahmen werden vor dem Hintergrund einer Bestenauswahl und -förderung verhandelt. Wenig spezifiziert wird in diesem Diskurs jedoch, von wem eigentlich die Rede ist, wenn von Wissenschaftseliten gesprochen wird. Geht

1 In dieser Arbeit wurde bei personenbezogenen Bezeichnungen bewusst auf die zusätzliche Formulierung der weiblichen Sprachform verzichtet. Dies soll nicht nur der besseren Lesbarkeit dienen, sondern vielmehr gleichzeitig darauf verweisen, dass es sich bei den Mitgliedern der Wissenschaftselite, die zentraler Gegenstand der vorliegenden Studien sind, fast ausschließlich um Männer handelt. Sofern nicht explizit angemerkt, umfasst die männliche Sprachform beide Geschlechter.

man zunächst davon aus, dass es sich bei wissenschaftlichen Eliten um Personen handelt, die an der Spitze des Wissenschaftssystems stehen, so stellen diese keineswegs eine Neuerung dar. Außergewöhnliche Spitzenwissenschaftler oder Akteure mit weitreichendem Einfluss auf die Geschicke der Wissenschaft gab und gibt es seit Beginn der modernen Wissenschaft, also seit der Etablierung der Wissenschaft als eigenständige und zentrale gesellschaftliche Institution.

Seiner etymologischen Herkunft nach bedeutet der Begriff Elite (von lat. *eligere*, frz. *élire*) zunächst nichts anderes als die Auswahl oder das Erwählen von Personen. Damit ist allerdings noch nichts über die Kriterien dieser Auslese gesagt. Im alltäglichen Sprachgebrauch ist der Begriff hingegen hochgradig normativ aufgeladen, wobei die aktuelle Debatte im Zusammenhang mit Wissenschaft eng mit dem Leistungsgedanken verknüpft scheint. In der Wissenschaft wird häufig, mehr noch als in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, von einem meritokratischen Prinzip ausgegangen. Auch die jüngsten wissenschaftspolitischen Entwicklungen, wie die Einführung neuer Steuerungsmechanismen, gehen von diesem Grundsatz aus. Sie sollen in erster Linie die Rahmenbedingungen für eine rein leistungsorientierte und konkurrenzbasierte Förderung und Auslese im wissenschaftlichen Betrieb schaffen bzw. verbessern. Insofern liegt hier die implizite Annahme zugrunde, dass die bisherigen Strukturen eine solche rein auf der Identifizierung, Auswahl und Förderung der Besten und Begabtesten basierende Produktion und Reproduktion nur unzureichend ermöglichten. Anders als seit einigen Jahren beispielsweise im Bereich der Bildung – insbesondere seit dem »PISA-Schock« 2000 – steht jedoch nicht die Frage nach dem Abbau möglicher vorhandener sozialer Ungleichheiten im Fokus des Diskurses, sondern vielmehr die Monierung einer zu sehr auf Egalität beruhenden Struktur, die die vollen Potenziale nicht auszuschöpfen vermag.

Dies wirft Fragen auf, wie beispielsweise: Wer sind eigentlich die Besten und wodurch werden sie als solche erkannt bzw. geben sie sich zu erkennen? Nach welchen Kriterien wurde und wird in der Wissenschaft selektiert und rekrutiert und wem gelang es bislang, an die Spitze der Wissenschaft zu kommen? Mehr noch: Wer gehört eigentlich zur Spitze der Wissenschaft und wer leitet deren Geschicke?

Dass ein guter Wissenschaftler nicht notwendigerweise auch ein guter Hochschullehrer sein muss, stellte schon Max Weber in seinem 1919 gehaltenen Vortrag »Wissenschaft als Beruf« heraus (vgl. Weber 2002: 479). Diese

Ambivalenz bei Auswahlprozessen zwischen rein wissenschaftlichen Leistungskriterien und darüber hinausgehenden Qualifikationen für eine Positionierung innerhalb der institutionellen Strukturen der Wissenschaft, also eine Karriere im wissenschaftlichen Feld, trifft aber nicht nur auf Hochschullehrer zu, die gleichsam Forscher und Lehrer in Personalunion sein müssen. Ähnliche Überlegungen lassen sich beispielsweise auch im Hinblick auf die Voraussetzungen und Auswahlkriterien für so genannte Wissenschaftsmanager oder -administratoren anstellen. Dass wissenschaftliche Leistung alleine nicht ausreichend ist, um in der Wissenschaft erfolgreich zu sein, geschweige denn an deren Spitze aufzusteigen, ist ein offenes Geheimnis.

Der derzeitige Diskurs dreht sich also offensichtlich weniger um die Frage der Existenz wissenschaftlicher Eliten per se, sondern vielmehr um Auswahl- und Zugangskriterien zur selben. Wenn also Forderungen nach Veränderungen bei der Bildung und damit der Konstitution wissenschaftlicher Eliten laut werden, stellt sich zunächst zwangsläufig die Frage, wie sich diese bislang rekrutierten und zusammensetzten. Wer sind die Akteure, die es bislang an die Spitze der deutschen Wissenschaft, also in die Wissenschaftselite, geschafft haben? Was verbindet sie? Was zeichnet sie aus? Über diese zentralen Fragen schweigen sich die Akteure im aktuellen Diskurs aus. Systematische, wissenschaftlich fundierte Informationen über die Spitze der Wissenschaft liegen bislang kaum vor, was entsprechende Forderungen nach Veränderungen fragwürdig erscheinen lässt.

Dieser Informationslücke soll mit der vorliegenden Arbeit begegnet werden. Ziel ist es, anhand empirischer Analysen das Sozialprofil und die Werdegänge der deutschen Wissenschaftselite nachzuzeichnen. Der Fokus liegt dabei einerseits auf der Frage nach der sozialen Exklusivität des Zugangs zu diesen Positionen und andererseits darauf, ob unterschiedliche Typen von Elitepositionen an der Spitze der Wissenschaft identifiziert werden können und inwiefern sich diese hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung und der wissenschaftlichen Laufbahnen unterscheiden. Zwar erlaubt eine solche Analyse keine Extraktion kausaler Erfolgs- bzw. Zugangskriterien zu diesen Positionen, da lediglich die Akteure in den Blick geraten, die es an die Spitze geschafft haben, nicht jedoch jene, die es nicht schafften. Die strukturellen Merkmale ermöglichen jedoch zumindest eingeschränkt Rückschlüsse auf Kriterien, die offensichtlich die Zugangschancen zu solchen Positionen begünstigen. Insbesondere im Wissenschaftskontext wird, wie bereits angesprochen, das meritokratische Prinzip, wonach wissenschaftliche Leistung, »wissenschaftliche Exzellenz«, als einziges legitimes Kriterium für Erfolg

gilt, als zentral erachtet und durch die wissenschaftspolitischen Debatten erneut in den Fokus gerückt. Jedoch zeigen die Bemühungen um Diversity und Gleichstellungsmaßnahmen auch, dass neben individueller Leistungserbringung (in welcher Form auch immer) weitere soziale Faktoren Einfluss auf Erfolg in der Wissenschaft haben (können). Anders als in der Bildungsforschung (vgl. hierzu exemplarisch Georg 2006; Schimpl-Neimann 2000; Geißler 1994; Becker/Lauterbach 2010; Allmendinger/Meier-Walser 2003), wird ein möglicher Einfluss der sozialen Herkunft auf Leistung und Erfolg in der Wissenschaft bislang jedoch kaum thematisiert – weder im öffentlichen noch im wissenschaftlichen Diskurs. Auf der Frage nach der Bedeutung der sozialen Herkunft für den Zugang zur Wissenschaftselite liegt daher ein besonderes Augenmerk der Analyse.

In einem ersten Schritt wird zunächst erörtert, was soziologisch unter dem Begriff Elite gefasst wird, um anschließend zu diskutieren, ob und inwiefern es vor diesem Hintergrund überhaupt sinnvoll erscheint, von einer Wissenschaftselite zu sprechen (Abschnitt 2.1). Anschließend wird der Blick auf die Wissenschaft als gesellschaftliche Institution gerichtet. Anhand Bourdieus Feldkonzept werden die Funktionsweise und die Struktur des wissenschaftlichen Feldes im Allgemeinen und dessen Ausgestaltung in Deutschland im Speziellen genauer betrachtet, um zu eruieren, welche Akteure der Wissenschaftselite zugerechnet werden können (Abschnitt 2.2). Abschnitt 2.3 widmet sich der Frage nach dem Prozess der Positionierung der Akteure innerhalb des wissenschaftlichen Feldes. Es wird erörtert, was unter wissenschaftlicher Leistung verstanden werden kann und welche Rolle diese für die Positionierung im Feld spielt. Aus einer sozialkonstruktivistischen Perspektive wird anschließend reflektiert, wie durch Prozesse der Zuschreibung und Anerkennung wissenschaftliche Leistung entsteht und wie darüber die Struktur des wissenschaftlichen Feldes produziert und reproduziert wird sowie welche weiteren Faktoren neben individueller Leistung Einfluss auf die Positionierung der Akteure haben. Das besondere Augenmerk liegt auf der Bedeutung der sozialen Herkunft für wissenschaftliche Karrieren.

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Überlegungen werden anschließend anhand von Lebenslaufdaten die soziale Zusammensetzung und die Werdegänge der Inhaber von Spitzenpositionen in der deutschen Wissenschaftslandschaft in einer Längs- und Querschnittbetrachtung empirisch genauer untersucht. Im Zentrum der Analysen steht die Frage der Bedeutung verschiedener Einflussfaktoren auf die Erlangung unterschiedlicher Spitzenpositionen. Nach der Vorstellung des Forschungsdesigns (Kapitel 3)

wird zunächst die soziale Zusammensetzung der Elitemitglieder insgesamt betrachtet sowie die Veränderung dieser im Zeitverlauf analysiert (Kapitel 4). Anschließend werden die Bildungs- und Karriereverläufe der Mitglieder der Wissenschaftselite anhand ausgewählter Kriterien genauer beleuchtet. Dabei wird den Fragen nach strukturellen Unterschieden in den Werdegängen im Hinblick auf die soziale Herkunft und das Geschlecht sowie zwischen unterschiedlichen Elitepositionen nachgegangen (Kapitel 5 und 6). Die Ergebnisse der empirischen Analysen werden anschließend nochmals pointiert zusammengefasst und münden in einer typologischen Charakterisierung der deutschen Wissenschaftselite. Anhand der empirischen Befunde wird abschließend die Bedeutung der sozialen Herkunft für den Zugang zur Spitze der Wissenschaft reflektiert und vor dem Hintergrund der aktuellen wissenschaftspolitischen Entwicklungen diskutiert. Die Ergebnisse der Studie können damit sowohl einen Ausgangspunkt für weiterführende Forschungsfragen mit Blick auf die Produktion und Reproduktion der Strukturen der Wissenschaft, als auch eine Basis für eine fundiertere Einschätzung und Bewertung wissenschaftspolitischer Maßnahmen bilden.

2 Wissenschaft und Elite – theoretische Sondierungen

2.1 Gibt es eine Wissenschaftselite?

Wissenschaft im Kontext der Elitetheorie

Die Forderungen im Kontext wissenschafts- und hochschulpolitischer Elitedebatten erinnern geradezu prototypisch an die Vorstellungen der Vertreter der funktionalistischen Elitetheorien. Diese Theorieströmung setzte sich in Abgrenzung zu den klassischen machiavellistischen Elitetheorien (v. a. Mosca 1896; Michels 1911; Pareto 1916) seit den 1950er-Jahren in der deutschen Eliteforschung durch. Entgegen der überkommenen Vorstellung eines unvereinbaren Gegensatzes von dumpfer Masse und herrschender Elite (wie sie auch vom nationalsozialistischen Regime propagiert wurde) und einem damit einhergehenden Herrschaftsanspruch der Eliten, gehen die Vertreter der funktionalistischen, pluralistisch-demokratischen Perspektive² davon aus, dass mit der Pluralisierung und funktionellen Ausdifferenzierung der Gesellschaft eine Diversifizierung der Elite in plurale, miteinander konkurrierende gesellschaftliche Teileliten einhergeht. Das heißt, es wird postuliert, dass nicht eine kohäsive soziale Gruppe die Geschicke der Gesellschaft bestimmt, sondern dass sich an der Spitze spezialisierter gesellschaftlicher Sphären Positionen ausmachen lassen, die Einfluss von gesamtgesellschaftlicher Reichweite haben. Diese Teileliten sind nur sehr lose miteinander verbunden und in ihren Haltungen und Interessen heterogen zusammengesetzt. Zentrale Prämisse dieses Ansatzes ist aber vor allem die Annahme, dass, im Gegensatz zu früheren Gesellschaftsformationen, in einer demokratischen

² Für die deutsche Eliteforschung sind das vor allem Stammer (vgl. Stammer 1951, 1965), Dahrendorf (vgl. Dahrendorf 1961, 1962, 1968) und Dreitzel (vgl. Dreitzel 1962).

Gesellschaftsordnung Leistung zum alleinigen Auslesekriterium für die Besetzung von Elitepositionen geworden sei.³ So definiert Dreitzel Eliten beispielsweise folgendermaßen: »Eine Elite bilden diejenigen Inhaber der Spitzenpositionen in einer Gruppe, Organisation oder Institution, die aufgrund einer sich wesentlich an dem (persönlichen) Leistungswissen orientierenden Auslese in diese Positionen gelangt sind, und die kraft ihrer Positions-Rolle die Macht oder den Einfluss haben, über ihre Gruppenbelange hinaus zur Erhaltung oder Veränderung der Sozialstruktur und der sie tragenden Normen unmittelbar beizutragen oder die auf Grund ihres Prestiges eine Vorbildrolle spielen können, die über ihre Gruppe hinaus das Verhalten anderer normativ mitbestimmt« (Dreitzel 1962: 71). Aus dieser Formulierung lassen sich die zentralen Definitionskriterien extrahieren, die, teilweise mit leichten Akzentverschiebungen, allen Vertretern des funktionalistischen Eliteansatzes gemein sind: 1) Leistung als Zugangskriterium, 2) Elitepluralität, das heißt es wird von mehreren Eliten ausgegangen, 3) Elitepositionen sind mit Macht und Einfluss auf gesellschaftsrelevante Entscheidungen ausgestattet.⁴

Für Dreitzel stellt Qualifikation das konstituierende Element des Elitebegriffs dar. Die Qualifikation basiert auf einer Leistungsauslese, das heißt einer Auslese anhand eines erworbenen, nicht zugeschriebenen Moments persönlicher Leistung, also bestimmter erworbener Eigenschaften.⁵ Er argumentiert, dass der Ausleseprozess somit immer eine gewisse Rationalität aufweisen müsse. »Die Herrschaft der Elite ist rationale Herrschaft.« (Dreitzel 1962: 67) Dennoch bedeute dies nicht, dass Elitemitglieder tatsächlich die Höchstqualifizierten sein müssten (Faktizität). Es wird von einer Interdependenz zwischen Qualifikation als objektivem Element des Elitebegriffs und Sozialnormativität, Ideologie und Utopie als subjektiven Elementen ausgegangen, weshalb auch Selbstbehauptung oder Fremdzuschreibung von Qualifikation zur Elitebildung führe. Bedeutsam sei weiterhin, dass Qualifikation als relativer Begriff, das heißt Höchstqualifikation immer im Vergleich zu anderen und gemessen an den herrschenden Normen des Auslesekriteriums,

3 Erste gedankliche Ansätze zur Durchsetzung von Leistung als Selektionskriterium finden sich schon bei Mannheim (Mannheim 1935).

4 Bei den meisten anderen Vertretern dieses Ansatzes fehlt eine präzise Definition des Elitebegriffs. Häufig wird er synonym mit anderen Begriffen, wie Oberschicht oder herrschende Klasse, verwendet.

5 In diesem Zusammenhang nimmt er eine Abgrenzung vom Begriff der »Werteliten« (religiöse Führerschaft o.Ä.) vor, da deren konstitutives Merkmal »Wert« kein messbares Auslesekriterium darstellt. Werte wären nur über sichtbare Leistung, also Erfolg messbar und verwiesen damit wiederum auf Qualifikation.

gefasst werden müsse. Für die reale Existenz einer Elite müssten daher immer alle drei Elemente, das heißt Qualifikation, Selbstanspruch bzw. Selbstglaube und Fremdzuschreibung bzw. Fremdglaube an die Höchstqualifikation, vorhanden sein, anderenfalls handle es sich um eine reine Formaldefinition, die durch andere Begriffe austauschbar wäre. Es müsse jedoch immer ein Moment faktischer Qualifikation vorhanden sein, da »[es] keine Gesellschaft trägt [...] auf Dauer von Scharlatanen geführt zu werden« (ebd.: 65). Qualifikationsauslese funktioniere über Auslesemechanismen, deren Bewertungsnormen im Wertesystem der Gesellschaft verankert seien.

Neben der Leistung bildet die öffentliche Anerkennung derselben in Form der Zuweisung einer Spitzenposition für Dreitzel eine weitere konstituierende Dimension des Elitebegriffs. Eine Eliteposition gehe also immer mit der Besetzung einer Spitzenposition einher. Damit grenzt Dreitzel die Elite nach unten ab. Nicht zur Elite gehörten somit Personen, die entweder nicht die relativ höchste Qualifikation aufgrund von Leistung vorweisen, oder zwar die höchste Qualifikation aufweisen, aber aus anderen Gründen nicht in eine Spitzenposition gelangt sind. Gründe dafür können fehlendes öffentliches Interesse, fehlender sichtbarer Erfolg der Leistung oder fehlende freie Spitzenpositionen sein. Zudem müssten Elitepositionen mit einer Eliterolle, das heißt mit dem Anspruch auf Höchstqualifikation, verknüpft sein. Damit grenzt Dreitzel Spitzenpositionen, wie beispielsweise erbliche Ämter, von Elitepositionen ab, da sie nicht mit dem Anspruch auf Höchstqualifikation verbunden seien. Er definiert, dass sich Spitzenpositionen ganz allgemein durch das höchste Prestige oder die größte Macht auszeichnen, wobei diese dann zu Elitepositionen werden würden, wenn mit ihnen die Rollenerwartung der Höchstqualifikation der Inhaber einhergehe. Nicht jede Spitzenposition ist demnach auch eine Eliteposition.

Des Weiteren argumentiert er, dass Elitebildung grundsätzlich in allen gesellschaftlichen Bereichen möglich sei, schränkt jedoch ein, dass es sich um Bereiche handeln müsse, die für die Gesellschaft von Interesse und Bedeutung sind und in einer positiven Beziehung zur geltenden sozialen Wertstruktur stehen. Durch diese Einschränkung schließt er beispielsweise Kriminalität und ähnliche Bereiche aus, da sonst der Inhalt des Elitebegriffs überfordert und verschleiert werden würde. Diese Definition des Elitebegriffs konstatiert also eine prinzipielle soziale Offenheit bei der Rekrutierung der Eliten. Der Zugang zu Elitepositionen stehe grundsätzlich jedem offen, der die geforderte Leistungsqualifikation erbringe, unabhängig von der sozialen Herkunft oder anderen sozialen Ascriptionen.

Inwiefern dieser Elitebegriff auf die Wissenschaft übertragen werden kann, inwiefern also entsprechend den vorgestellten Definitionskriterien von einer Wissenschaftselite gesprochen werden kann, soll nachfolgend diskutiert werden. Dass es sich bei der Wissenschaft um einen Bereich von gesellschaftlicher Relevanz und von gesellschaftlichem Interesse handelt, dürfte angesichts der enormen Bedeutungszunahme wissenschaftlichen Wissens in allen Bereichen der Gesellschaft außer Frage stehen. Die gesellschaftliche Legitimation der Wissenschaft speist sich aus deren Funktion, über die Bereitstellung wissenschaftlichen Wissens einen Beitrag zum Fortschritt und zum Wohlstand der Gesellschaft zu leisten. Weiterhin kann konstatiert werden, dass es sich bei wissenschaftlichen Spitzenpositionen um Elitepositionen im Sinne Dreitzels handelt, da einerseits, aufgrund der hierarchischen Struktur des Wissenschaftssystems (siehe Abschnitt 2.2), nur eine limitierte Anzahl von Spitzenpositionen zur Verfügung steht. Dies wird auch im Begriff des »41. Sitzes in der Wissenschaft« deutlich, mit dem auf eine Höchstqualifikation ohne Spitzenposition aufgrund fehlender Positionen im Wissenschaftssystem verwiesen wird. Andererseits beruft sich insbesondere die Wissenschaft bei der Besetzung von Spitzenpositionen auf wissenschaftliche Leistung als einzigem legitimen Auslesekriterium, womit auch die Rollenerwartung der Höchstqualifikation erfüllt wäre.

Inwiefern Inhaber wissenschaftlicher Spitzenpositionen Macht und Einfluss auf gesellschaftliche Entscheidungen haben, muss genauer beleuchtet werden. Anders als beispielsweise Inhaber von Spitzenpositionen in der Wirtschaft oder der Politik, die durch ihr Handeln direkt Einfluss auf gesellschaftsrelevante Entscheidungen nehmen können, geschieht die Einflussnahme wissenschaftlicher Akteure auf eher indirektem, subtilem Wege. Die Akteure greifen nur selten direkt in Entscheidungsprozesse ein⁶, haben jedoch enormen Einfluss auf Entscheidungen über die Interdependenzen, die zu anderen relevanten gesellschaftlichen Teilbereichen bestehen. Weingart weist dezidiert darauf hin, dass es sich bei den Beziehungen beispielsweise zwischen Politik oder Wirtschaft und Wissenschaft immer um wechselseitige Abhängigkeitsverhältnisse handele. Die Wissenschaft sei auf eine externe Finanzierung durch den Staat oder Dritte angewiesen und könne daher nie völlig frei von den anderen Gesellschaftssektoren operieren, diese seien

6 Ein Beispiel hierfür wäre die »Göttinger Erklärung« von 1957, in der sich 18 hochreputierte Atomwissenschaftler (darunter drei Nobelpreisträger) in einer gemeinsamen Stellungnahme öffentlich gegen eine angestrebte Aufrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen aussprachen (siehe dazu Kraus 2001).

jedoch ebenso auf die Wissenschaft angewiesen. So spricht Weingart beispielsweise von einer zunehmenden Verwissenschaftlichung der Politik in den letzten 50 Jahren. Wissenschaftler würden nicht nur als Experten für Entscheidungsfragen zurate gezogen⁷ oder mit der Produktion von wissenschaftlichen Erkenntnissen zu bestimmten politischen Themen und Fragen beauftragt. Darüber hinaus müssten die Politiker selbst ihre Entscheidungen und Positionen nunmehr über wissenschaftliche Erkenntnisse legitimieren (vgl. Weingart 2001: 127 ff.; Weingart 1983). Über die zunehmend engere Kopplung zwischen Wissenschaft und Politik können wissenschaftliche Akteure enormen Einfluss auf gesamtgesellschaftliche Entscheidungsprozesse und gesellschaftliche Normen nehmen, ohne dabei notwendigerweise direkt als Handelnde in Erscheinung zu treten. Auch zwischen Wissenschaft und Wirtschaft ist ein enges und zunehmend enger werdendes Verhältnis zu verzeichnen, wovon unter anderem das wachsende Interesse der Industrie an universitärer Forschung, aber auch die wissenschaftspolitischen Reformen der Universitäten nach dem Unternehmensvorbild zeugen (vgl. bspw. Reinhart 2012). So ist die Wirtschaft in zweierlei Hinsicht von der Wissenschaft abhängig. Einerseits benötigt die Industrie kontinuierlich neue wissenschaftliche Erkenntnisse für Innovationsprozesse und andererseits ist sie aufgrund der hohen Komplexität heutiger Produktionsverfahren auf hochqualifizierte Arbeitskräfte angewiesen, die im Wissenschaftssystem ausgebildet werden.⁸ Die Wissenschaft übt auf nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen Macht und Einfluss aus und wissenschaftliches Wissen kann als grundlegend für

7 Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden immer mehr institutionalisierte wissenschaftliche Regierungsberatungsgremien eingerichtet.

8 Dies zeigt sich beispielsweise in der zunehmenden Bedeutung von Promotionen für Tätigkeiten außerhalb der Wissenschaft. Dass eine Tätigkeit in Forschung und Lehre nicht das vorrangige Motiv für eine Promotion sein muss, belegen verschiedene Studien, die unter anderem nach den Promotionsmotiven fragten (vgl. u. a. Enders/Bornmann 2001; Fabian/Briedis 2009). Laut dem Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs aus dem Jahr 2013 hatten 31 Prozent der Promovierten des Jahrgangs 2009 schon während der Promotion nicht die Absicht im Anschluss in wissenschaftlichen Institutionen tätig zu werden, weitere 43 Prozent waren diesbezüglich indifferent eingestellt. 1,5 Jahre nach Abschluss ihrer Promotion (Jahrgang 2009) hatten 39 Prozent in der Privatwirtschaft gearbeitet, davon alleine 30 Prozent ohne Tätigkeitsbezug zu Forschung und Entwicklung. Lediglich 25 Prozent blieben an Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen (vgl. Burkhardt 2013: 289 ff.).

die Entwicklung der heutigen Gesellschaft angesehen werden.⁹ Es gilt zu beachten, dass es sich in der Regel um bipolare Beziehungs- und Abhängigkeitskonstellationen handelt. Über die Gewichtung bzw. Vorherrschaft der verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereiche wird je nach Perspektive kontrovers diskutiert. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass aufgrund der hohen Bedeutung der Wissenschaft von einer Wissenschaftselite im Sinne einer funktionalistischen Auffassung des Elitebegriffs gesprochen werden kann.

Die Frage nach einer Leistungsauslese in der Wissenschaft scheint auf den ersten Blick schnell bejaht. Erfolg innerhalb der Wissenschaft, und damit einhergehend eine entsprechende Positionierung im Wissenschaftssystem, hängt vermeintlich ausschließlich von objektiven Leistungsfaktoren, von »wissenschaftlicher Exzellenz«, ab. Damit wird Leistung auch zum einzig legitimen Auslesekriterium für den Zugang zu Elitepositionen innerhalb des Wissenschaftssystems. Dieses meritokratische Leitbild steht im Einklang mit dem gängigen Bild von Wissenschaft sowie den ihr (selbst) zugeschriebenen Normen. Merton (vgl. Merton 1985b: 86 ff.) spricht aus einer funktionalistischen, wissenschaftssoziologischen Perspektive vom Ethos der Wissenschaft als einem »affektiv getönte[n] Komplex von Werten und Normen, der als für Wissenschaftler bindend betrachtet wird« (ebd.: 88). Er identifiziert für die moderne Wissenschaft in einer demokratischen Gesellschaftsordnung vier institutionelle Imperative, welche die Erreichung des institutionellen Ziels der Wissenschaft, die Erweiterung abgesicherten Wissens, sichern sollen. Diese Normen werden nicht von außen an die Wissenschaft herangetragen, sondern, da die soziale Organisation der Wissenschaft ihr selbst obliegt, von ihr selbst erzeugt und über Werte in den Akteuren internalisiert. Eine ausschließlich über Leistung erfolgende Auslese wird von Merton in der Universalismus-These kodifiziert. »Der Universalismus drückt sich unmittelbar in dem Grundsatz aus, daß Wahrheitsansprüche, gleich welcher Herkunft, *vorab aufgestellten, unpersönlichen Kriterien* unterworfen werden müssen: sie müssen mit der

⁹ Schimank spricht in diesem Zusammenhang von den folgenden vier Arten der Verwendung wissenschaftlichen Wissens in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen: »als *Orientierungswissen*, das zur Deutung und Verarbeitung von Geschehnissen aller Art beiträgt und bis hin zu Heuristiken der Problembearbeitung reicht; als *Rezeptwissen*, das spezifische Handreichungen bis hin zu detaillierten Skripten zur Erzeugung bestimmter Wirkungen offeriert; als *technische Artefakte*, die gewissermaßen Rezeptwissen inkorporieren, ohne dass ihr Nutzer es noch in gleichem Umfang benötigte, und als wissenschaftlich geschultes *Personal*, das sein Orientierungs- und Rezeptwissen einbringt – bis hin zum Wissen über die Konstruktion, Bedienung und Wartung technischer Artefakte« (Schimank 2012: 119; Hervorhebung im Original).

Beobachtung und dem bisher bestätigten Wissen übereinstimmen. Die Annahme oder Zurückweisung von Behauptungen, die auf dem Turnierplatz der Wissenschaft um ihre Aufmerksamkeit ringen, hängt nicht von den individuellen oder sozialen Merkmalen ihrer Verfechter ab; deren Rasse, Nationalität, Religion, Klasse und persönliche Eigenschaften sind als solche irrelevant« (ebd.: 90; Hervorhebung im Original), so Merton. Diese Norm impliziert nicht nur eine Selektion ausschließlich anhand objektiver Leistungskriterien, sondern darüber hinaus auch eine Chancengleichheit für wissenschaftliche Karrieren. Aspekte sozialer Ungleichheit werden dezidiert ausgeschlossen und als dysfunktional für die Wissenschaft betrachtet. Sowohl die ausschließliche Leistungsselektion, als auch die Chancengleichheit fallen augenscheinlich mit den Prämissen für den funktionalistischen Elitebegriff zusammen. Es wird also eine prinzipielle soziale Offenheit für den Zugang zu Spitzenpositionen in der Wissenschaft postuliert.

Die Vertreter des pluralistisch-demokratischen Eliteparadigmas erheben also, ebenso wie die Wissenschaft, Leistung zum alleinigen und einzig legitimen Selektionskriterium für die Besetzung von Elitepositionen. Dass die Elitemitglieder immer noch überproportional aus den oberen gesellschaftlichen Schichten stammen, ist indes auch unbestritten. Es wird jedoch argumentiert, dass die sozial disproportionale Zusammensetzung nicht in den Rekrutierungsmechanismen für Elitepositionen begründet liege, sondern vielmehr in der schichtspezifischen Verteilung von »Know-how«, Expertentum und Sachkenntnis aufgrund bestehender sozialer Bildungsungleichheiten. Die meritokratische Auslese wird also beschränkt durch vorhandene herkunftsspezifische Privilegien im Bildungswesen. Die Vertreter dieser These argumentieren, dass höhere Bildungstitel immer noch überproportional von Angehörigen höherer sozialer Schichten erworben werden. In der Folge stehen für die Rekrutierung von Elitepositionen deutlich mehr Personen mit hoher sozialer Herkunft zur Verfügung (vgl. Dahrendorf 1962: 22; Dreitzel 1962: 108 ff.). Es wird also von einem sozial vorselektierten Rekrutierungspool ausgegangen, der im Ergebnis eine sozial schiefe Zusammensetzung der Eliten zur Folge hat.

Die Entstehung ungleicher Bildungschancen wird dabei nicht vorrangig auf die finanzielle Situation der unteren Schichten zurückgeführt, sondern in erster Linie auf deren geringere Bildungsambitionen. »Der letzte Grund für die Sozialschichtung der Bildungschancen in Deutschland ist also die soziale Distanz der Institutionen der höheren Bildung von vielen Familien« (Dahrendorf 1962: 22), so Dahrendorfs Einschätzung. Ähnlich argumentiert

auch Dreitzel, indem er auf die Bedeutung des Willens und des Status der Eltern für das Schulziel der Kinder und die damit zusammenhängenden Aufstiegsmöglichkeiten verweist (vgl. Dreitzel 1962: 110). Diese Vorstellungen implizieren zugleich, dass mit einer Verringerung der schichtspezifischen Bildungsungleichheit, wie dies im Zuge der Bildungsexpansion anvisiert wurde, eine soziale Öffnung der Eliten einhergehe. So konstatiert Hoffmann-Lange auch, dass seit den 1960er-Jahren eine zunehmend sozial heterogenere Zusammensetzung der Eliten zu verzeichnen sei, welche sie auf die Verringerung der herkunftsspezifischen Bildungsungleichheit zurückführt. Sie argumentiert weiter, »daß in der Bundesrepublik die soziale Herkunft keinen direkten Einfluß auf den Aufstieg in die Eliten hat« (Hoffmann-Lange 1989: 243).

Diese Auffassung einer meritokratischen Eliterekrutierung, welche zugleich »dem normativen Selbstverständnis demokratischer Leistungsgesellschaften« (Rothböck/Sacchi/Buchmann 1999: 463) entspricht, wird seitens der Vertreter einer kritischen Elitetheorie (u. a. Mills 1956; Bourdieu 1981, 2003, 2004; Hartmann 2002, 2007a, 2013) in Frage gestellt. Sie gehen davon aus, dass die soziale Herkunft auch in der heutigen Gesellschaft noch einen unmittelbaren Einfluss auf die Erlangung von Elitepositionen hat. Die zunehmende Voraussetzung hoher Bildungstitel für die Erlangung hoher Berufspositionen, als vermeintliche Indikatoren für Leistung und Qualifikation, fungiert nach Auffassung der kritischen Elitetheoretiker als Verschleiерungsmechanismus für die real existierenden Machtverhältnisse. Durch den Verweis auf Chancenungleichheiten im Bildungswesen und einem daraus resultierenden, sozial disproportional zusammengesetzten potenziellen Rekrutierungspool für Elitepositionen könne verdeckt werden, dass bei der Auswahl die soziale Herkunft selbst eine zentrale Rolle spielt (vgl. Hartmann 2005b). Diese Argumentation verschleiере nicht nur, dass der sozialen Herkunft im Bildungswesen eine entscheidende Rolle zukommt, sondern könne darüber hinaus auch davon ablenken, dass Bildungsabschlüsse zwar eine notwendige, aber nicht hinlängliche Voraussetzung für den Zugang zur Elite darstellten. Die Vertreter kritischer elitetheoretischer Ansätze postulieren, dass neben der Voraussetzung entsprechender Bildungszertifikate die soziale Herkunft weiterhin ein zentrales Auslesekriterium darstelle, wofür sich auch entsprechende empirische Belege finden ließen. So konnte Hartmann in seiner Studie über die Karriereverläufe von Promovierten, also Personen, die den höchsten Bildungsabschluss erworben und damit die schwerste Hürde des Bildungswesens gemeistert haben, nachweisen, dass die Chancen